



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Germanisch-romanisches Mittelalter

Singer, Samuel

Zürich [u.a.], 1935

Die Grundlagen der Pastorelle

[urn:nbn:de:hbz:466:1-68377](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-68377)

Die Grundlagen der Pastorelle

Als ich bei Edgar Piguet, *L'Evolution de la pastourelle*, Berner Dissertation 1927, S. 16 Anm., eine kurze Inhaltsangabe des Artikels von M. Delbouille, *L'Origine de la pastourelle*, *Mémoires de l'Académie de Belgique*, Nr. 1350, Bruxelles 1926, las, fürchtete ich, daß er alles Wesentliche einer Idee, die ich im Kopfe trug, bereits vorweggenommen haben würde, so daß eine Veröffentlichung von meiner Seite überflüssig geworden sei. Nun habe ich mir die Schrift kommen lassen und sehe, daß wir zwar in den Resultaten übereinstimmen, daß ich aber immerhin noch einiges zur Stütze seiner These beizubringen imstande sein würde. Zuvor muß ich aber, da sein Aufsatz auch nicht jedermann so leicht zugänglich sein wird, eine orientierende Inhaltsangabe desselben vorausschicken.

Nach einem Überblick über die bisherigen Theorien wendet er sich polemisierend gegen die letzte derselben, die von Faral, die die Pastorelle auf die antike Bukolik zurückführt. Er macht vor allem mit Recht darauf aufmerksam, daß dieser unsere Gattung von den anderen *Chansons dramatiques* loslöse, in denen die Heldin keine Hirtin sei, sondern irgendein anderes weibliches Wesen, im übrigen aber Szenerie und Handlung, Verführung oder Verführungsversuch, sich völlig entsprechen. Und nun bringt er sein neues Material, das wohl den meisten von uns entgangen sein wird, wie auch er selbst erst durch Jeanroy persönlich darauf aufmerksam gemacht wurde. Es sind lateinische Gedichte einer Handschrift des 12. Jahrhunderts, deren Entstehungszeit man nach dem Inhalt genauer zwischen 1141 und 78 festsetzen kann, hg. von Nicolau d'Olwer, *L'escola poética de Ripoll en els segles X—XIII*, im *Anuari de l'institut d'estudis catalans*, 1923. Es sind Liebesgedichte, und die Heldin des zweiten wird Judit genannt, die in erwähntem Zeitraum als Nonne in Remiremont gelebt hat. Es sind natürlich keine Pastorellen, da die Mädchen ja nicht Hirtinnen, sondern Nonnen sind, im übrigen aber gleichen

die Gedichte Zug um Zug den Romanzen und Pasturellen, wie dies der Verfasser schlagend nachweist. Mit am meisten Gewicht legt er auf Nr. 26, das Gedicht *de somnio*, welches erzählt, wie der Dichter im Traume eine herrliche Jungfrau sieht, die sich ihm als aus königlichem Geschlecht entstammt vorstellt und ihm, wenn er ihre Liebe erwidere, Gold und schöne Kleider zum Geschenke verspricht. Er hält dies für eine Umkehrung der Pasturellensituation, in der der Ritter durch seine edle Herkunft dem Bauernmädchen zu imponieren und sie durch Versprechen von Kleidern und Kostbarkeiten zu verführen sucht.

Dem Einwand, daß diese lateinische Liebesdichtung Nachahmung der vulgärsprachlichen sei, begegnet D. durch Hinweis auf ältere, dem Ende des 11. Jahrhunderts angehörige, unter denen ich speziell das bekannte Gedicht der Cambridger Handschrift hervorhebe, das er wie andere als Gespräch zwischen Kleriker und Nonne auffaßt. Er paraphrasiert:

Er: Der Frühling ist da, das Gras grünt auf der Wiese.

Sie: Was soll ich tun?

Er: Genieße meine Liebe! Der Wald bedeckt sich mit Laub und die Vögel singen in den Bäumen.

Sie: Nichts liegt mir am Gesange der Nachtigall. Ich habe mich Gott ergeben, du sollst nicht mit ihm in Wettstreit treten.

Er: Ich liebe dich, setze dich zu mir. Genieße meine Liebe, ich will dir wunderbare Schätze geben.

Sie: Alle irdischen Dinge vergehen wie die Wolken des Himmels. Nur Gottes Reich ist ewig. Ich glaube an ihn: Was er verspricht, wird er geben.

Er: reuevoll, Ich habe gelästert.

Sie: Gott wird dir gnädig sein; aber diene ihm, wie ich ihm diene.

Endlich das älteste der hierher gehörigen Gedichte, die *Invitatio* des 10. Jahrhunderts. Der Inhaltsangabe nach „der Liebhaber fleht, die Geliebte weist die Geschenke zurück, die ihr Entgegenkommen wohl belohnen würden“, scheint D. wenigstens den Schluß der Pariser Handschrift für unecht zu halten. In diesen lateinischen Gedichten sieht er nun die Vorläufer der vulgärsprachlichen Romanzen und Pasturellen, in Kleriker und Nonne die Vorläufer von Ritter und Hirtin. Dieser Übergang ist schon vor Mitte des 12. Jahrhunderts vollzogen, da der *Roman de Thebes* bereits eine Anspielung darauf macht und schon Cercamon *pastoretas* gedichtet haben soll.

D. kennt natürlich noch nicht die im gleichen Jahre mit seinem

Aufsatz erschienene Ausgabe der *Cambridger Lieder* von Karl Streckker, Berlin 1926, und Brinkmanns *Entstehungsgeschichte des Minnesangs*, Halle a. S. 1926, aber auch nicht den voraufgehenden Aufsatz von Streckker, *Zu den Cambridger Liedern. Zschr. f. deutsches Altertum*, 62, 209 ff. und Brinkmanns *Geschichte der lateinischen Liebesdichtung im Mittelalter*, Halle a. S., 1925, sogar nicht einmal die Textherstellung von Steinmeyer in der 3. Auflage der *Denkmäler* von Müllenhoff und Scherer, sowie die Bemerkungen Ehrismanns in dessen *Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters*, I, 232, München 1918, und die meinigen im 44. Bande der *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, S. 427. Seine Paraphrase des Gedichts, das man Kleriker und Nonne nennt, ist reine Phantasie. Mit Recht sagt aber Ehrismann, der Liebhaber sei ein vornehmer Herr: „ein Geistlicher würde unmöglich Weltgüter versprechen“. Ich habe ihn einen Ritter genannt, weil der *miles* als Konkurrent des *clericus* um die Liebe der Nonne auch sonst erscheint; vgl. den Tegernseer Briefwechsel. Die Möglichkeit der Ergänzung ist jetzt durch Streckers genauen Abdruck einerseits auf eine festere Basis gestellt, andererseits werden durch die genaue Angabe des verfügbaren Raums manche bisherige Ergänzungen hinfällig. Leider sind gerade die beiden letzten Strophen gar nicht mehr herstellbar; doch müssen sie meines Erachtens die definitive Abweisung oder die Bekehrung des Ritters enthalten haben. Ehrismann trifft das Richtige, wenn er schreibt „jedenfalls siegt die Tugend“. Der Einwand Streckers „niemand erklärt, warum ein Gedicht mit so erbaulichem Inhalt besonders sorgfältig vernichtet wurde“, scheint mir nicht schwer zu wiegen; was in der Seele des Radierers und Schwärzers vorging, können wir freilich nicht erraten: vielleicht verstand er die althochdeutschen Wörter nicht und vermutete etwas Obszönes hinter ihnen. Man mag also folgende Paraphrase des Leserlichen oder Herstellbaren geben:

Er: Der Frühling ist da, es grünt das Gras in der Aue.

Sie: Was willst du, daß ich tue, sage mir das.

Er: Genieße meine Liebe, nun singt die Nachtigall im Walde.

Sie: Mögen die Blumen blühen, möge die Nachtigall singen: Christi Narde duftet süßer, dem ich mich geweiht habe.

Er: Setze dich zu mir.

Sie:

Er: Liebste Nonne, genieße meine Liebe: ich will dir dazu gar viele Freuden der Welt geben.

Sie: Das schwindet alles wie die Wolke am Himmel: nur Christi Reich währt in Ewigkeit.

Er: Ich glaube, daß er im Himmel gar herrlich regiert, ich glaube, daß er in Wahrheit halten wird, was er versprochen hat.

Auch an dieser Paraphrase ist manches unsicher: eines aber scheint mir, angesichts des sonstigen regelmäßigen Wechsels der Er- und Sie-Strophen, ziemlich sicher, daß die letzte leserlich überlieferte Strophe von dem Manne gesprochen wird, der ein Glaubensbekenntnis ablegt und damit seine Bekehrung bezeugt, ohne daß man auf das überlieferte *bikere* der letzten sonst kaum leserlichen Strophe allzuviel Gewicht zu legen braucht.

Nicht geringere Schwierigkeiten, aber anderer Art, bietet das ältere Lied, jene *Invitatio* des 10. Jahrhunderts (Nr. 27 bei Streckler). Sie ist besonders wichtig, weil man bei ihr kaum von einer Beeinflussung durch die vulgärsprachliche Lyrik reden kann. Es ist ebenfalls ein Gespräch zwischen einem Manne der Welt und einer Nonne. Ich glaube mit Brinkmann, daß die Rede des Mädchens nur aus ihrem Nonnencharakter zu begreifen ist, wenn ich auch in der Begründung dieser Ansicht und in der Deutung der Strophen von ihm abweiche: mit Strecklers „das versteh ich nicht“ kann ich mich nicht zufrieden geben. Ich kann aber auch nicht denken, daß die Antwort des Ritters, wenn wir ihn so nennen wollen, den Schluß des Gedichtes gebildet hat: ich glaube, daß alle 3 Handschriften, resp. ihr Archetypus, denselben bereits verloren haben müssen. Ich gebe nun die Paraphrase, wobei ich mir der Kühnheit der Interpretation der Rede des Mädchens wohl bewußt bin: ich denke sie mir als eine *virgo subintroducta*, eine Nonne, die mit einem Priester, Mönch oder Einsiedler wie eine Schwester als *uxor spiritualis* zusammen lebte, was freilich nur in Irland sich bis ins 10. Jahrhundert erhalten zu haben scheint (K. Meyer, *Selections from Ancient Irish Poetry*, p. 163), oder als eine *Reclusa*, in der Nähe von deren Zelle sich andere Nonnen ihre Zellen gebaut haben, so daß sich ein vertrauter Verkehr entwickelt, wie etwa bei dem Freund des kleinen Johann von Gorze, dem Reklusen Humbert: „von seinem Fenster aus erteilt Humbert den Nonnen vertraulichen Unterricht“, s. Zoepf, *Das Heiligen-Leben im 10. Jahrhundert*, Leipzig und Berlin 1908, S. 114.

Er: Es komme die süße Freundin, die ich wie mein Herz liebe; tritt ein in mein Gemach, das mit allem Schmuck geschmückt ist. Dort sind gepolsterte Ruhebetten, das Haus mit Teppichen behängt, Blumen im Hause verstreut, mit duftenden Kräutern gemischt. Dort steht ein Tisch mit allen möglichen Speisen beladen, reiner Wein im Überfluß und was immer dich, Liebste, erfreut. Dort tönen die süßen Drehleiern, laut werden die Flöten geblasen, der Knabe und die kluge Jungfrau singen dir schöne Lieder. Dieser schlägt die Zither mit dem Plectrum, jene singt die Lieder zur Leier, Diener bringen Schalen mit verschiedenen Weinen. Schon schmilzt Eis und Schnee, Blatt und Kraut ergrünen, die Nachtigall singt in den Wipfeln, die Liebe brennt im innersten Herzen.

Sie: Ich war als Einsiedlerin im Walde und liebte abgeschiedene Orte. Ich floh oft die Menge und des Volkes unreinen Haufen. Ich mied den Lärm und große Ansammlungen. So freut mich auch nicht ein solches Gastmahl so sehr wie die süße Zwiesprach, und alle Üppigkeit nicht so sehr wie die traute Gemeinschaft.

Er: Was frommt es zu verschieben, Erwählte, was doch später geschehen muß. Tue schnell, was du doch tun wirst, ich meinerseits werde keine Verzögerung verschulden. Komm doch, erwählte Schwester, mir vor Allen geliebte, helles Licht meines Auges, größerer Teil meiner Seele.

Wieder finden wir den vornehmen Herrn, der dem frommen Mädchen alle Herrlichkeiten der Welt in Aussicht stellt. Ihre Weigerung nimmt er nicht ernst, sondern betrachtet sie nur als einen unnützen Aufschub. Damit kann das Gedicht unmöglich zu Ende sein, eine definitive Absage des Mädchens ist das Mindeste, was erfolgen muß.

Nur eine Strophe eines solchen vulgärsprachlichen Gedichts, die Weigerung der Nonne als *sponsa Christi* enthaltend, ist uns in der Handschrift der *Carmina burana* erhalten:

Sie: Wäre all die Welt mein zwischen dem Meer und dem Rhein, ich wollte darauf verzichten, wenn nur der König von Engelland in meinem Arme läge.

Der Text in Minnesangs Frühling 3, 7 hat noch in der letzten Auflage *diu künegin von Engellant* und *an minen armen*: das sind aber nachträgliche Korrekturen von anderer Hand, die für den echten Text nicht in Frage kommen. Für die wortspielende Bezeichnung des himmlischen Bräutigams als König von Engelland habe ich a. a. O. Beispiele gebracht, die von Strauch, *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, 47, 171, noch vermehrt worden sind. Strauchs Bedenken, „bliebe ein solcher Nonnenwunsch im Rahmen der übrigen deutschen Stücke der *Carmina burana* jedenfalls auffallend“ teile ich nicht, findet sich doch auch die erste

Strophe von Walthers Kreuzlied daselbst. Palgens Deutungsversuch a. a. O. 46, 301 ff. beruht ganz auf der späteren Korrektur *diu chünegin*, hält die an ganz anderer Stelle der Benediktbeurer Handschrift überlieferte Strophe *Tougen minne diu ist guot* für mit unserer Strophe dem gleichen Gedicht angehörig und leitet die Strophenform aus Frankreich her, indem er sie für eine Variante einer Strophe Wilhelms von Poitiers hält, ohne zu bedenken, daß wir es mit der Moroltstrophe zu tun haben, die in Deutschland jedenfalls eine ziemliche Verbreitung gehabt haben muß, da sie als Form für das Epos von Salomo und Morolt gewählt worden ist. Spanke (*Litbl. f. germ. u. rom. Phil.*, 1931, 114) hat nun wirklich einen König von England herausgefunden, der in Deutschland sich aufgehalten hat: Richard Löwenherz!!

Diese drei Gedichte, die *Invitatio* des 10., das Kleriker und Nonne betitelte des 11. und diese Moroltstrophe des 12. Jahrhunderts bilden eine feste Gruppe. Sie sind von Klerikern verfaßt und stellen den Verführungsversuch eines weltlichen Herrn, des *miles* oder Ritter, gegenüber einer Nonne dar. Der Mann ist dabei der Blamierte, da er von dem frommen Mädchen abgewiesen wird. Das ist die gleiche Tendenz, wie sie der Tegernseer Briefschreiber verfolgt, wenn er vor den Rittern wie vor Ungeheuern warnt: *quia me a militibus quasi a quibusdam portentis cavere suades*. Zu dieser Gedichtgruppe gehört nun auch ein spätes provenzalisches, es stammt erst aus dem Jahre 1288, das die Hirtin an die Stelle der Nonne setzt. Ich nehme aber an, daß Johan Esteve nicht der erste war, der diesen Personenwechsel vornahm, sondern daß er auf Vorbilder des 12., vielleicht des 11. Jahrhunderts zurückblickt. Er erzählt (Audiau, *La pastourelle dans la poésie occitane du moyen-âge*, Paris 1923, S. 92 ff., *Nouvelle Anthologie des troubadours*, Paris 1928, S. 311 ff.), wie er eines Tages eine betende Rinderhirtin angetroffen und begrüßt habe. Sie erwidert den Gruß, macht aber das Zeichen des Kreuzes über ihn, wie man es über Sterbenden macht:

Er: Liebes Mädchen, was bringt euch jetzt dazu, mich so zu besegen?

Sie: Herr, weil euer Gesicht das Aussehen eines Sterbenden hat.

Er: Liebliches Mädchen, sagt mir doch nicht etwas Unerfreuliches! Da ich euch wahre Liebe entgegenbringe, seid mit mir eines Sinnes.

Sie: Auf Gott setzt eure Hoffnung; denn Leben, Herr, erkenne ich wahrlich nicht in euch: *memento mori*.

- Er: Bei meinem Vater, Mädchen! Ihr macht mir nicht gerade Mut.
Sie: Herr Bruder, schlecht aussehend finde ich euch: das tut mir leid.
Er: Ihr könntet mich leicht heilen, Fräulein, wenn ihr mir eure Liebe gewährtet.
Sie: Herr, Gottes Braut bin ich, und will keinen andern Herrn.
Er: Mädchen, haben die Minoriten eine Begine aus euch gemacht?
Sie: Nein, Herr, bei dem König, den ich anbete. Aber von ganzem Herzen will ich bis an mein Ende dem dienen, der für uns als Märtyrer den schweren Tod am Kreuze leiden wollte.
Er: Daß ihr Gott dienen wollt, Mädchen, darüber freue ich mich sehr.
Sie: Herr, der Tod schreckt mich; denn heute rot, morgen tot, und man kennt nicht seinen Tag noch seine Stunde, und wer in Sünde stirbt, geht der ewigen Freude verlustig.
Er: Holdes Mädchen, gebe Gott, der die Welt erhält, daß nicht wilder Tod uns hinwegraffe!

In dieser Gedichtgruppe, die durch je ein Exemplar vom 10. bis zum 13. Jahrhundert vertreten ist, einst aber sicher viel zahlreicher war, sehe ich allerdings die Keimzelle jener Pasturellen, in denen der Ritter von der Hirtin abgewiesen wird und als der Blamierte abzieht. Denn ich sähe, wenn die Dichtgattung in Ritterkreisen entstanden wäre, keinen Grund dafür, daß die Aristokraten sich selbst diese blamable Rolle zugeteilt hätten. Bestand die Gattung einmal, so konnte sie allerdings zu solcher Selbstironisierung führen und auch in den betroffenen Kreisen erheiternde Wirkung üben. Es gibt noch andere Romanzen in Gesprächsform, in denen Nonnen auftreten oder Pasturellen mit frommen Hirtinnen: auf diese gehe ich hier nicht ein. Daß auf die Entwicklung der Gattung einerseits die antike Bukolik, andererseits die an Jahreszeitenfeste geknüpfte volkstümliche Lyrik gewirkt hat, ist mir sehr wahrscheinlich. Es ist überhaupt methodisch richtiger, nicht alles mit Gewalt auf eine einzige Grundursache zurückführen zu wollen, sondern eine gewisse Polygenese zuzugestehen.